

das ist ja noch gut abgegangen. Da sind wir noch billig davongekommen!"

Der Alte stand und stopfte die Pfeife, drehte den Kopf zum Steuermann und antwortete: „Was, billig nennst Du das? Und was ist mit unserem herrlichen Roggenbrot?“ (bu.)

Moderne japanische Sagen

Ki No war ein großer Gelehrter, und sein Hauptfach war die Literatur. Er liebte die Literatur so sehr, daß er, wenn er keine anderen Zuhörer hatte, sogar seinen Haustieren Vorlesungen über die Literatur hielt. Dabei sparte er nicht an lateinischen Zitaten.

Hohe Bildung färbt ab, und so fanden sein Hund und seine Kaze eine gemeinsame Sprache, um sich über ihre geistigen Interessen zu unterhalten.

Ich bin eine Dichterin von Gottes Gnaden, sagte die Kaze: Wenn ich nachts auf dem Dache wandle und dem Monde in die verliebten Augen schaue, rezitiere ich meine beiden lyrischen Gedichte. Miau, sage ich, und gibt es denn einen vollkommeneren Reim dazu, als das zweite Miau? In diesem Miau liegt die ganze Poesie der Mainacht, das hat die ganze Katzenwelt anerkannt. Poeta nascitur, non fit.*)

Ich bin aber ein geborener Kritiker, warf der Hund ein: und jeder sieht es, daß meine Schnauze überall dort ist, wo etwas zu riechen, ich wollte ja sagen: wo etwas zu analysieren und zu kritisieren ist. Wenn z. B. nachts ein Dieb ins Haus schleicht, ist es nicht meines Amtes, festzustellen, ob er ein geschickter Verbrecher ist. Ich rieche es nur, daß er ein schlechter Dichter ist, und beginne ihn mit meinem Bauwau so scharf zu kritisieren, daß er die Flucht ergreift. Oder wenn ich jemanden ins Wein beise, so nur um dem Betreffenden einzuprägen: Vita brevis, ars longa.**)

Als der Hund und die Kaze sich trennten, beneideten sie sich gegenseitig. Die Kaze wollte gerne ein Kritiker werden und versteckte sich abends im Flur des Hauses. Es kamen Gäste zu Ki No, und die Kaze sagte so böse, wie sie es nur konnte: Miau! Niemand beachtete sie, und sie war beleidigt.

Währenddessen lag der Hund ausgestreckt auf dem Dache und versuchte, ein lyrisches Gedicht zu schaffen. Es gelang ihm nichts, vielleicht, weil der Mond noch nicht aufgestiegen war. Da dazu auf dem Dache kein Zweibeiniger zu sehen war, dem man die Hofe zerreißn könnte, langweilte sich der Hund. Als der Mond endlich herausgekommen war, kritisierte ihn der Hund mit einem scharfen Bauwau.

Kenko war ein armer Schlucker. Als er in Tokio hörte, daß man in Nagasaki die Arbeit seiner Hände brauchen könnte, beschloß er, dorthin zu Fuß zu wandern. Es war ein heißer Sommertag, und der ermüdete Kenko schwitzte und war durstig. Da lief ihm ein gefatteltes englisches Rennpferd entgegen.

Wohin des Wegs? fragte das Pferd und blieb neben Kenko stehen.

Nach Nagasaki, um Arbeit zu suchen, antwortete Kenko.

Ich habe aber in Tokio zu tun, warf das Pferd ein: Schade, sonst hätte ich dich gerne mitgenommen.

*) Ein Dichter wird geboren, nicht gemacht.

**) Das Leben ist kurz, die Kunst aber dauert lange.

Dann fahre ich nach Tokio zurück, sagte nach kurzer Ueberlegung Kenko. Als er aber auf dem Pferde saß, gab er ihm scharfe Sporen und zwang es, die Richtung nach Nagasaki einzuschlagen. — Wenn ich schon im Sattel bin, wirst du wohl mir gehorchen, und nicht ich dir, fügte er noch hinzu.

Auch in Nagasaki war Kenko von keinem Glück begünstigt und war gezwungen, nach Tokio zurückzukehren. Wiederum zu Fuß, und wiederum war es ein heißer Sommertag. Da lief dem ermüdeten und hungrigen Kenko ein Esel entgegen.

Wohin des Wegs? fragte der Esel und blieb bei Kenko stehen.

Nach Tokio, zu meiner Familie, antwortete ihm Kenko.

Ich muß aber dringend nach Nagasaki, warf der Esel ein: Schade, sonst hätte ich dich gerne mitgenommen.

Ich kann auch gerne zurück nach Nagasaki, sagte Kenko, ohne sich lange zu überlegen, und sprang auf den Rücken des Esels. Wie er aber auch nicht schimpfte und um sich schlug, vermochte er den Esel nicht zu zwingen, den Weg nach Tokio einzuschlagen.

Nach Tokio will ich und nicht zurück nach Nagasaki, schrie er den Esel an: Esel du!

Rein du, antwortete ihm der Esel, warf Kenko ab und trabte weiter nach Nagasaki.

Eine Wanze ging auf dem Bettrand spazieren und begegnete einem Floh, der da oben saß und in die weite Welt schaute. Der Floh war ein Kavaliere und begrüßte die Wanze ehrerbietig.

Ich wollte schon lange die Ehre haben, sagte der Floh, meine Kampfgenossin zu begrüßen, die so tapfer gegen jene Parasiten kämpft, die sich Menschen nennen. Ich habe schon mehrfach beobachtet können, wie Sie

sicher und geschickt das Bein eines schlafenden Menschen hinaufflettern, um seine große Zehe anzugreifen. Der undankbare Mensch sucht Sie mit allen möglichen, untauglichen Mitteln zu vernichten, obwohl er Ihnen zum größten Dank verpflichtet ist. Hätte er denn den Kriegstank erfunden, wenn er nicht das Heraus- und Herunterklettern einer Wanze von seinem Körper beobachtet hätte?

Ah, schweigen Sie von diesen undankbaren Geschöpfen! warf nun die Wanze ein: Denn auch Ihnen, Herr Floh, hat der Mensch seine Kriegskunst zu verdanken. Wie ich so sah, wie Sie sich aus einem Versteck in die Luft hinaufschwingen, wie Sie den Menschen dann mit Ihrem Giftschuß angreifen, um wiederum durch die Luft sich in Sicherheit zu bringen, da sagte ich mir: die Menschen haben den mutigen Mlöhen ihre Giftgasflugzeuge abgeguckt! Das Volk, das im nächsten Kriege den Sieg durch die Bombenflugzeuge erreichen wird, mühte Ihnen, Herr Floh, ein Denkmal stellen.

Da mischte sich ins Gespräch der beiden eine Laus ein, die so langsam vorbeigekrochen war, daß sie die fremde Unterhaltung belauschen konnte. — Ihr Prahlerei, sagte sie: Nicht Tapferkeit, sondern nur Feigheit zwingt Euch auf Eure Weise die Flucht zu ergreifen, sobald der Mensch sich zur Wehr setzt. Tapfer sind nur wir, die Käuse, denn als der Mensch meine geliebte Schwester zerdrückte, sah sie mutig dem Tode in die Augen und opferte ihr Blut auf der Stelle.

Die Laus sagte es und kroch langsam weiter. Als sie schon weit genug gekrochen war, schaukelten der Floh und die Wanze mit den Köpfen und sagten verächtlich:

Die Laus! Die Laus!

(Von Prof. Habashi, Nagasaki, gesammelt, von M. S., Prag, nachgezählt.)

Ein weiblicher Sherlock Holmes

Aus dem Amerikanischen von Philipp Zimmerer

Kellogg Durland war sehr enttäuscht: er hatte sich seine Ehe mit der reizenden Sylvia Morrell ganz anders vorgestellt. Die beiden waren in einem eleganten Hotel der Rocky Mountains bekannt geworden, wo Sylvia ihre wohlverdienten Ferien genoss. Kellogg hatte sich über beide Ohren in sie verliebt und sie einige Wochen darauf geheiratet. (Die Beschreibung jener schönen Sommertage kann man in Sylvias Roman „Abenteuer im Hotel“ nachlesen.)

„Nicht wahr, Liebster, du hast mich um meiner selbst willen genommen?“ fragte Sylvia errötend auf der Hochzeitsreise. „Wie meinst du, Kleines?“ fragte Kellogg erstaunt. „Nun ja, ich bin doch die Sylvia Morrell, die . . . weißt du denn nicht?“ Kellogg schüttelte ahnungslos den Kopf. Er war auch Schriftsteller, aber einer von der Sorte, die nächstelanz über Stil, Form, Realismus und Surrealismus debattieren. Sylvia aber war eine fingerfertige Fabrikantin von Detektivromanen und Kurzgeschichten, die einen treuen Leserkreis besaß und fette Schecks von ihrem Verleger einlieferte. Kellogg las keine Detektivgeschichten und so fiel der erste Schatten auf das junge Eheglück, weil Sylvia ihrem Gatten erst die Kinder ihrer Muse vorstellen mußte.

Als das junge Paar wieder in die Stadt zurückgekehrt war und begann, in Gesellschaft zu gehen, wurde Sylvia gleich beim Eintritt in irgend einem Salon von ihren Verehrern beiderlei Geschlechtes umringt, während Kellogg verlassen herumstand und noch froh sein mußte,

daß man ihn nicht mit „Herr Morrell“, dem Mädchennamen seiner Frau ansprach.

Endlich wurde ihm die Sache zu bunt, und er ließ Sylvia allein ausgehen, während er zu Hause blieb und zu arbeiten versuchte.

Kelloggs Charakter begann aber ernstlich Schaden zu leiden, als Sylvia die Arbeit an ihrem neuen Roman aufnahm und von 9 bis 1 Uhr vormittags für ihn unsichtbar blieb. Kellogg verfiel in seine Junggesellengewohnheiten und ah wiederum täglich in seinem Klub.

Einmal traf er sich mit einem alten Schulkollegen Bill Wilkie und war sehr erstaunt, als Sylvia ihn zu Hause mit der Frage begrüßte: „Also bei Wilkies ist ein kleiner Junge angekommen? Wie wird er heißen?“ Kellogg sah sie entgeistert an und sagte dann: „Bill, nach seinem Vater. Aber woher weißt du das schon? Das Kind ist doch erst einen halben Tag alt.“ — „Nichts einfacher als das. Du rauchst doch nie Zigarren. Heute aber riechst du nach einer sehr feinen und teuren. Ich kann mir denken, daß du es Bill nicht abschlagen konntest, sie anzunehmen. Alle deine Freunde sind verheiratet und da du neulich erzwungen test, daß bei Wilkies was Meines in Aussicht ist, so war es nicht schwer, zu erraten, daß du mit Bill das freudige Ereignis gefeiert hast.“ Verdutzt fragte Kellogg: „Und woher weißt du, daß es ein Junge ist?“ — „Oh, ich kenne Bill genau genug, um zu wissen, daß er die Geburt einer Tochter nicht gefeiert hätte.“

Die nächste Probe ihres Spürsinns gab

Sylvia, als sie von einer Vorlesung im Damenklub heimkehrte und gleich fragte: „Wer hat im Ländermatch gesiegt?“ — „Arizona gegen Venezuela“, antwortete Kellogg verblüfft. Erst einige Stunden später fiel ihm ein, daß Sylvia bemerkt haben mußte, daß er das Radio auf eine andere Station eingestellt hatte, als bei ihrem Fortgehen und daß es noch warm war. Sie wußte also, daß er Radio gehört hatte, anstatt zu arbeiten. Er kam sich vor wie ein ertappter Schuljunge. Wie wütend war er aber erst, als Sylvia einige Tage später holdselig lächelnd aus ihrem Studio hervorkam, um zu fragen: „Wie war es am Golfplatz?“ Seine Gummisohlen hatten nämlich im Badezimmer Sandspuren hinterlassen.

Sylvia lebte so intensiv das Leben ihres neuesten Romanhelden nach, der ein zweiter Sherlock Holmes war, daß sie immerzu Kellogg triumphierend mit Feststellungen überraschte, wie der, daß er doch nicht immer nur kalt dusche, sondern auch oft warm bade, weil die Seife plötzlich so klein geworden sei. Sie wußte, wann er telephonierte, gelesen, auf der Schreibmaschine geschrieben, einen Brief auf die Post getragen hatte. Sie wußte, wann er Wein trank oder eine neue Zigarettenschachtel angegünst hatte.

Kellogg litt fürchterlich unter dieser Spionage. Gewiß, er war verheiratet und hatte keine Geheimnisse, aber Sylvia war taktlos genug, sich ihrer Kombinationsgabe zu rühmen und brachte ihn zur Verzweiflung.

Netzt begann Kellogg Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Er nahm sich in Acht wie ein verfolgter Verbrecher. Er schloß sich stundenlang im Badezimmer ein, um einen Fleck aus seinem Anzug zu entfernen. Er untersuchte seine Taschen sorgfältig nach Notizzetteln, Kassen-scheinen, Theaterkarten. Keilichste Ordnung herrschte auf seinem Schreibtisch, denn Sylvia sollte seine Lektüre nicht kontrollieren. Er beschränkte sich auf die notwendigsten Mitteilungen und vermeintliche die harmlosesten Beschäftigungen.

„Oh Gott, ich werde wahnsinnig!“ sagte er sich oft. Schließlich ließ er sich dazu herbei, die Romane seiner Frau zu lesen, um hinter ihre Schliche zu kommen.

Die Verbrecher in Sylvias Geschichten arbeiteten alle erstklassig. „Tadellos ausgedacht“, mußte man immer wieder sagen. Aber diese superklugen Gentleman ließen doch irgend eine Spur zurück, die dem Detektiv die Enthüllung ermöglichte. Das Gift konnte nachgewiesen werden, die tödliche Kugel trug irgend ein charakteristisches Merkmal, das Alibi wies doch irgend eine Lücke auf.

Kellogg wurde von einer merkwürdigen Leidenschaft gepackt: er wollte die Intrigen in den Romanen seiner Frau verbessern, mit einem Worte: Sherlock Holmes besiegen. Er fand, daß seine Frau zu kompliziert arbeite. In der Einfachheit zeigt sich der Meister!

Immer mehr verrannte er sich in den Gedanken. Seine Nerven waren aufs äußerste angepannt. So war es begreiflich, daß ihn die Luft packte, Sylvia einen ganz leichten Stoß zu geben, als sie sich eines Abends nach der Arbeit aus dem Fenster lehnte, um frische Luft zu schöpfen. Wer hätte nachher sagen können, wie es geschah? Sie hat aus Uebermüdung das Gleichgewicht verloren und ist vom vierten Stock auf die Straße gestürzt — das wäre die Erklärung für den Unglücksfall gewesen.

Aber im letzten Augenblick gewann Kelloggs besseres Selbst die Oberhand. Nein — er war kein Mörder, nur ein überreizter Ehemann. Er

wollte etwas viel Einfacheres und Harmloseres tun: Verschwinden!

Wie ist es Sylvia gelungen, die Spur ihres Mannes zu finden!

Keiner ihrer Romanhelden war imstande, die Wirklichkeit zu übertrumpfen. So sehr sie

sich auch ihr hübsches Köpfchen anstrenzte, um zu ergründen, warum Kellogg sie verlassen — dieses Rätsel hat sie nie gelöst!

Kellogg gelang es, nach einer Insel im Mittelmeer zu entkommen und dort in einer Künstlerkolonie unter falschem Namen zu leben.

Zucker — eine bittersüße Angelegenheit

Von Martin Grill

Ueber die Felder und Weiden streichen die Herbstnebel. Immer häufiger treibt der rauche Wind kühle Regenschauer über das Land und läßt den gezwungenen Erntearbeiten im Freien Arbeitenden den Aufenthalt in geheizten Räumen



als lockendes Ziel erscheinen. Einzig die Felder mit Wintergetreide stehen in frischem Grün gekleidet, gleichsam als Voranzeige des noch so fernem Frühlings. Die spannenlangen Triebe bieten schon den jungen Rebhühnern guten Unterschlupf, die nun Wiesen und Felder als ihnen gleich gehörende Domäne betrachten. Erschreckt flattern sie auf, wenn auf den Nachbarfeldern Gruppen von Frauen zu arbeiten beginnen.

Sie ernten die Z u c k e r r ü b e; es ist die letzte Ernte des Jahres.

Weit in die graue Landschaft hinein ziehen sich die Felder. Der Zuckerrübenbau ist keine Angelegenheit der Zwergbauern und Häusler, es sind große Bodenflächen notwendig, um ihn rationell betreiben zu können, und so sind es mehr als bei anderen Feldfrüchten Lohnarbeiter, die Anbau und Ernte durchführen.

In breiter Schwarmlinie gehen die Frauen über das Feld. Unablässig bücken sie sich, ziehen die Rüben aus der Erde, säubern sie flüchtig und werfen sie auf einen Haufen. Schritt für Schritt rücken sie in den Furchen vor, Stunde für Stunde, vom Morgen bis zur Abenddämmerung, mit schmerzenden Rücken und brennender Stirn. Der Regen rieselt herab und verwandelt den Ackerboden in eine zählebrige Masse, die an den Säulen, an den Rüben, an den Händen klebt, doch sie geben weiter, Schritt für Schritt, als folgten sie einem unhörbaren Kommando; es heißt: Arbeit oder

stirb! und es gilt nur für die Armen, nicht für die Nutznießer dieser Ordnung.

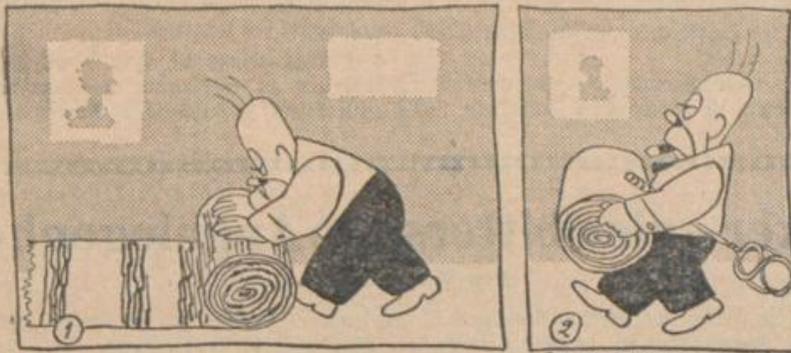
Mit dieser Ernte beginnt die Zuckerkampagne, die für wenige Wochen in den Zentren der Verarbeitung und des Anbaues der Zuckerrübe ein geschäftiges Leben erzeugt. Die Rübenenernte ist vielleicht eine der schwersten Feldarbeiten, aber es ist die letzte des Jahres und deswegen als letzte Verdienstmöglichkeit geschätzt und erwartet. Nach dem Herausnehmen werden die Rüben „geköpft“, d. h. die Blätter werden zusammen mit einem Teil des Strunkes abgehauen und dann meist gleich auf Schwerfuhrwerke verladen und in die Fabrik oder zur Bahn geschafft. Die Blätter finden als Futtermittel Verwendung. In der Zuckerrübenfabrik wird nun nach einem langwierigen Arbeitsprozeß aus den Elementen Süßstoff, Kalk und Wasser und mit Hilfe von Wasch- und Schneidemaschinen, Pressen, Diffusionsbatterien, Filtern und Verdampfern schließlich der weiße böhmische Zucker. Hitze und Kälte, Druck und Vakuum muß er kennenlernen, bis er zu dem geläuterten Endprodukt, der begehrten Handelsware, wird.

Die Arbeiter Böhmens sind ein eigenartiges Volk. Wo im rauch- und geruchfüllten Stollen, auf den lehmigen Feldern, in Wasserdampf durchwogten Kesselräumen nichts, aber auch gar nichts mehr von dem zu merken ist, das man „Schönheit der Arbeit“ nennt, dann dichten sie dem im Mittelpunkt der Arbeit stehenden Stoff einen neuen Namen und der Arbeit einen neuen Sinn. So wird die Kohle zum „Schwarzen Diamanten“ und der Zucker zum „Weißen Gold“.

Mit Gold hat der Lohn des Arbeiters in der Zuckerkampagne nichts zu tun. Die Frauen auf den Feldern bekommen eine Krone oder neunzig Heller Stundenlohn. In den Sozialinformationen der Prager deutschen Sendung wurde in August sogar mitgeteilt, daß die Löhne für landwirtschaftliche Saisonarbeiter 95 Heller pro Stunde betragen, für Frauen 65 und für Jugendliche nur 50 Heller.

Diese Verdienste genügen nicht, um den teuren Zucker kaufen zu können. Die Erntearbeiterinnen müssen ihre Malzbrühe — der sie großzügig den Titel „Kaffee“ verleihen — bitter trinken!

Auch die Zuckerkapitalisten haben schwere Sorgen. Sie zerbrechen sich Jahr und Tag den Kopf, wie sie die enormen Gewinne ihrer Aktiengesellschaften am besten verschleieren könnten. Der Zucker wird im Inland um ein Vielfaches teurer gehandelt, als die Weltmarktpreise betragen. Hohe Dividenden genügen in vielen Fällen nicht, um den Gewinn zu verteilen, allzuhohe Dividenden aber könnten aufreizend wirken, so entschloß sich eine Gesellschaft — um ein Beispiel anzuführen, wie es gemacht wird — ihre Aktien gegen neue umzutauschen. Aber die neuen Aktien lauteten auf den doppelten Wert, der alten. Das Vermögen der Aktionäre hatte sich über Nacht verdoppelt, ohne daß sie den Finger gerührt hätten. Dieses Ge-



Copyright P. I. B. Box 6 Copenhagen



Adamson ist häuslich

schief wurde aber obendrein noch verzinst, denn auf das erhöhte Aktienkapital wurde eine rückwirkende Dividende ausbezahlt! In einem anderen Falle wurden aus 200 Kronen durch Aufstempelung 1000 Kronen gemacht. Wer also 10.000 Kronen eingezahlt hatte, war im Handumdrehen um 40.000 Kronen reicher geworden. Aus Zucker wird also doch Gold, aber nicht für die Arbeiter, die ihn geschaffen haben, sondern für einige hundert reicher Nichtstuer.

In der abgelaufenen Kampagne waren die Sorgen d.: Zuckerkapitalisten besonders groß. Das Erntergebnis des Herbstes 1936 war katastrophal gut. Eine Gegenüberstellung soll das beleuchten.

	Anbaufläche	Durchschnitts-	Waaagend
	in ha.	ertrag pro ha.	zu 100 q
1935/36	156.130	233	365.235
1936/37	154.130	308	475.944

Trotz der verringerten Anbaufläche stieg der Rohzuckerertrag gegen das Vorjahr um 1.556.000 q. Das war für die Produktionsgesellschaften ein reines Geschenk. Der Export erfuhr eine beträchtliche Steigerung, die Melasseausfuhr stieg sogar um ein Vielfaches. (Melasse ist ein Nebenprodukt der Zuckerverzuckerung). Aber die Inlandspreise blieben hoch, trotz der klaren Forderungen von fünfundsiebzig Prozent der Bevölkerung.

Ist die Ernte beendet, dann kommen die Nachzügler, die Armen, die das auflesen, was übriggeblieben ist. Aus Rübenblättern wird Futter für die Riege, aus den Rüben aber wird Sirup gemacht, der König der Armen, der oft den Zucker ersetzen muß. Immer sind es die Profamen, die ihnen gehören, und dabei sind sie es doch, die den reichen Tisch decken. Wann werden sie sich einmal dazu aufraffen, sich an den Tisch zu setzen, den Mutter Erde für alle bereitet hat? — Dann wird auch die Zuckerrübenkampagne keine bittere Angelegenheit mehr sein und die Frucht ihrer Mühen Freude und Wohlstand der Menschen.

Die Frauen in der Mehrheit

Schon vor dem Krieg lebten in den meisten Kulturländern mehr Frauen als Männer. Der Weltkrieg hat dieses Mißverhältnis noch vergrößert. Man schätzt, daß auf 1000 Männer durchschnittlich 1060 Frauen kommen. Aber nicht überall gilt diese Verhältniszahl. In Berlin z. B. kommen auf 1000 Männer 1169 Frauen, in landwirtschaftlichen Gebieten ist der Frauenüberschuß geringer und reine Industriegebiete haben manchmal sogar mehr Männer als Frauen. In Bulgarien kommen auf 1000 Männer nur 997 Frauen. In Irland 972, für Indien beträgt die Frauenziffer 943, hingegen kommen in den englischen Kolonien in Asien so z. B. in Hongkong auf 1000 Männer 740 Frauen. Auch in Australien und Afrika sind die Frauen in der Mehrheit. Ebenso in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo auf 1000 Männer nur 961 Frauen kommen. In Mitteleuropa sind hingegen die Frauen in der Mehrheit.

Die schönsten und kleidsamsten Modelle für Strick- und Hättelarbeiten finden sich in dem beliebten Album Star Handarbeiten. Das schon erschienene Heft Nr. 13 ist ganz auf die Erfordernisse des Winters eingestellt. Blusen, Pullover, sportliche und städtische Kinderkleidung, Wintersportkostüme aller Art, verschiedene Kleinigkeiten, wie Strawatten, Mützen, Sportstrümpfe u. dgl., all das findet sich in reichster Auswahl in diesem Heft. Das Album Star Handarbeiten wendet sich nicht nur an die in Handarbeiten geübte Frau, sondern dient in besonderer Maße auch der Anfängerin, die sich dank ausführlicher Beschreibungen und Arbeitsanleitungen und dank der zahlreichen Arbeitsproben in kürzester Zeit einarbeiten und alle Modelle in tadelloser Weise fertigtstellen wird. Star Handarbeiten Nr. 13 ist durch alle Handarbeitsgeschäfte, Buch- und Papierhandlungen sowie durch den Wiener Record-Verlag, Wien XVIII, Gersthoferstraße 107, erhältlich.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 365.

Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen, (Original.)

Schwarz: Ke4, Le1, Bd4, e2, g4. (5)



Weiß: Ke4, Tf2, La4, d2, Sh1, Bb3 (6)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 362: Bd3-d4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebir Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Schöpke Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Havel Franz, Modlan; Berger Josef, Klein-Augezd; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Walter Ludwig, Steinwig; Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Geißler Josef, Alt-Serbitz.

Kreisnachrichten.

Die für den 14. November geplante Kreis-Schachkonferenz kann an diesem Tage aus technischen Gründen nicht stattfinden. Die Tagung findet am 5. Dezember in Brüx, „Repräsentantenhaus“, um 9 Uhr früh statt.

PARTIE Nr. 141.

Gespielt in Alt-Rohlau am 31. Oktober 1937
Bundesmeisterschafts-Damengambit.

	Weiß:	Schwarz:
1.	d2-d4	d7-d5
2.	c2-c4	e7-e6
3.	Sb1-c3	Sg8-f6
4.	Sg1-f3	d5x4
5.	e2-e4	c7-c5
6.	Ld1xc4	c5x4
7.	Dd1x4	Weiß sollte hier mit dem Springer nehmen, um dem vorzeitigen Damementausch auszuweichen.
7.	- - -	Dd8x4
8.	Sf3xd4	a7-a6!
Ein notwendiger Zug, welcher alle drei weißen Figuren in ihren Aktionen hindert.		
9.	a2-a3	Ld8-c5
10.	Sd4-f3	b7-b5

Schwarz geht zum Angriff über und nimmt mit seinen leichten Figuren günstige Positionen ein. Ein Beweis, daß die letzten Züge von Weiß schwach gewesen sind.

11.	Lc4-d3	Lc8-b7
12.	0-0	0-0
13.	b2-b4	Lc5-a7
14.	Lc1-b2	Sb8-c6
15.	Tf1-e1?	Sf6-g4!
16.	Te1-e2	Tf8-d8
Mit diesem Zug leitet Schwarz eine schöne Kombination ein, welche sein Gegner nicht durchschaut.		
17.	Ld3-c2	Sf6-d4!
18.	Sf3xd4	La7xd4
19.	b2-h3??	Weiß merkt die Gefahr noch immer nicht. Geschehen mußte Ta1-d1. Der Textzug verliert eine Figur.
19.	- - -	Sg4xf2!
20.	Te2xf2	Ld4xf2
21.	Kg1xf2	Td8-d3+
22.	Kf2-f3	Td2xc2
23.	Sc3-d1	f7-f5
24.	Kf3-e3	Lb7xe4
25.	Lb2-d4	Le4xe2

Die weiße Verteidigung bricht nun rasch zusammen. Weiß gibt nach einigen aussichtslosen Zügen die Partie auf.